

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1903)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Aus Ost- und Westpreussen  
**Autor:** Werder, Gustav  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092441>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Aus Ost- und Westpreussen.

Von Prof. Gustav Werder.

Gewöhnlich lockt die Sommerszeit die Erholungsuchenden unsrer Gegend nach den Alpentälern, nach dem Süden, ausnahmsweise nach der Nordseeküste oder wohl auch nach dem Lande der Mitternachtssonne; die Umgebung der Ostsee wird bei der Feststellung des Reiseziels selten in Betracht gezogen und so halte ich die Ostseeküste, insbesondere jene der preussischen Provinzen Ost- und Westpreussen, der Erwähnung in diesen Blättern wert. Entbehren sie der erhabenen Majestät unsrer heimatlichen Alpen, so bieten sie doch wieder viel des Interessanten und der Reize, viel für den Geographen und Naturfreund. Um jenes Gebiet möglichst bald zu erreichen, treten wir die Reise in Berlin an.

Wenn auch die deutsche Reichshauptstadt vorzugsweise das Ergebnis der politischen Geschichte Preussens und Deutschlands ist, so darf nicht vergessen werden, dass es meistens wirtschaftliche Faktoren sind, die die Grundursache, den Ausgangspunkt politischer Aktionen bilden; denn mit der Bedeutung der geographischen oder nach militärischen Begriffen der strategischen Lage eines Punktes, verbunden mit dessen wirtschaftlichen Möglichkeiten, ist der Gang der Politik untrennbar verknüpft, sei es, dass man diese Möglichkeiten von Anfang an erkennt, oder dass dieselben erst später wahrgenommen und entwickelt werden. Es ist gewiss kein Zufall, und geographisch gesprochen musste Berlin aus dem unansehnlichen Fischerdorfe an der Spree zu beherrschender Grösse anwachsen. Ein erster Blick auf die Karte zeigt, dass es gerade an jener Stelle liegt, wo sich die vier grossen Urstromtäler des kontinentalen, nördlichen Tieflandes von Europa zu einer einzigen Mulde zwischen Burg, Tangermünde, Havelberg, Fehrbellin, Hermsdorf und Brandenburg vereinigen und, dort in einen Strang gesammelt, die Elbe hinunter bis an deren Mündung ziehen, an einer Stelle also, wo die von der Natur gegebenen Verkehrs- und Handelszüge der norddeutschen Ebene im weitesten Sinne zusammentreffen und den Weg zum Ozean nehmen, wo Deutsch-

land naturgemäss an der Elbemündung sein Eingangs- und Ausgangstor zum Weltmeere besitzt. Auf diesem geographischen Verhältnis zwischen Hamburg und Berlin beruht im Ganzen die Bedeutung dieser Städte und ihr grosser, gegenseitiger Austausch; denn die genannten Urstromtäler oder Senken werden heute nicht nur von den natürlichen Flussläufen durchzogen, sondern auch intensiv durch Strassenzüge, Eisenbahnlinien und Kanäle ausgenützt. Von diesem Standpunkt betrachtet erklärt sich auch die weniger vorteilhafte Lage Bremens im Vergleich zu Hamburg; abgesehen vom bedeutend kleineren Stromgebiet der Weser ist der Uebergang aus den Urstromtälern dorthin unterbrochen durch die allerdings nicht hohe Schwelle zwischen Elbe und Aller.

Sämtliche Senken erstrecken sich mehr oder weniger in ost-westlicher Richtung, folgen demnach der Längserstreckung Europas, welcher Umstand ebenfalls nicht zu unterschätzen ist, drücken sie doch der geographischen Verbreitung der preussischen Herrschaft den Stempel auf und verwiesen sie von jeher die Herrscher auf Ausdehnung ihrer Macht nach Westen und Osten, wobei sogar die Hindernisse anderer Abstammung und Sprache überwunden wurden. Die Erwähnung von Urstromtälern deutet zugleich an, dass wir uns unter Norddeutschland keine Tiefebene, sondern ein Tiefland vorzustellen haben, wo allerdings die Erhebungen der Oberfläche keine wesentliche Schranke der Ausbreitung entgegensetzen. Das norddeutsche Gebiet ist daher schon von Natur aus dazu bestimmt, als Raum einem einheitlichen Staatswesen zu dienen, ähnlich wie wir im deutschen Mittelgebirge, veranlasst durch die hügelige, vielfachgestaltete Bodenerhebung, die vielen Kleinstaaten treffen, wie in der Schweiz, und ähnlich wie in Süddeutschland, wo die mehr oder weniger nord-südlich ziehenden Gebirge den von Nord nach Süd gestreckten, grösseren Staatswesen ihre Gestalt verliehen. Ueberall blickt in der äusseren Gestalt staatlicher Machtgebilde die Struktur des Bodens durch.

Diese Betrachtung drängt sich einem förmlich auf, wenn man mit dem Schnellzug der Ostbahn zehn Stunden lang das norddeutsche Tiefland durchheilt. Diese eintönige, scheinbar unermessliche Landschaft, nur fern am Horizont von kaum sichtbaren Waldstreifen oder niedrigen, langen Hügelzügen begrenzt, bedeckt mit Getreidefeldern und Aeckern, Torfmooren und Heiden, Sandboden und armen Flächen dürrer, struppiger Grases, macht einen überwältigenden Eindruck durch das Massige, durch das anscheinend Grenzenlose. Auf dem

weiten Wege von Berlin nach Dirschau wiederholen sich in endloser Reihenfolge mehr oder weniger stets dieselben Landschaftsbilder. Sind wir gewohnt bei der Betrachtung einer Landschaft die zarte, ins Kleinste gehende Linienführung, die mannigfaltigen, vielfach abgestuften Farbentöne der Gesteinsschichten, der Vegetation und der Beleuchtung zu bewundern, so erscheint uns hier alles monoton, die Einzelheiten ersetzt durch das Massige; selbst die zahlreichen Ortschaften, deren abwechselndes Bild die Reise angenehm verkürzt, fehlen hier. Mit Ausnahme weniger grösserer Städte, die gleichzeitig Eisenbahnknotenpunkte sind, liegt Alles meistens weit ab und auch hier stets dasselbe, die Häuser versteckt, sodass nur ein schmuckloser, in roten Backsteinen aufgeführter Kirchturm sichtbar wird. Während der Fahrt gewinnen wir zugleich einen annähernden Ueberblick über die Verteilung des Grundbesitzes; die grossen Fideikommissgüter werden mit Maschinen bestellt, während sich der kleine Bauer oder Pächter mit der Sense begnügt. Wird das Auge müde vom fortwährenden Ausblick auf das kaum unterbrochene Flachland, so kann es sich beim Durchfahren der ausgedehnten Birken- und Kiefernwaldungen erholen, deren Charakter schon deutlich an die russische Landschaft erinnert.

Von Küstrin bis östlich von Kreuz folgt die Eisenbahn der Warthe und dann der Netze, Flüsse, deren Wasserspiegel beinahe in gleicher Höhe mit dem Ufer liegt. Sie werden von mittelgrossen Segelbooten und Ziehschiffen belebt, welche dem Lokalverkehr dienen und hauptsächlich die längs des Flusses errichteten Sägemühlen mit Holz versehen. Grössere Schiffe können, soweit sich vom Schnelzuge aus beurteilen lässt, der geringen Breite wegen nicht verkehren. Obgleich von einer natürlichen Schranke im Tieflande östlich der Oder nicht gesprochen werden kann, haben die genannten Flüsse doch genügt, das slavische Element vom deutschen zu trennen; erst bei Schneidemühl hinter der Küddow überspringen die Slaven den Netzebruch und verbinden sich auf diese Weise mit den westslavischen Siedelungen in Westpreussen. Im Bereiche von Netze und Warthe eignet sich der Boden gut für Ackerbau und Viehzucht, wenn er auch ungleicher Qualität ist. Wir können schon am Anbau die fruchtbaren Gebiete des Geschiebelehms vom unfruchtbaren aus Decksand gebildeten Grund unterscheiden. Viele sumpfige Niederungen längs der Flüsse wurden unter Friedrich dem Grossen entwässert und so dem Anbau und der Viehzucht dienstbar gemacht. Nachdem die Stadt Kreuz hinter uns liegt, verlässt die Eisenbahn-

linie das Tal der Netze, um über die ersten Anhöhen der pommer-schen Seenplatte Konitz in Westpreussen zu erreichen. Die Tucheler-heide, welche bald darauf durchkreuzt wird, ist eine öde Gegend, deren Eintönigkeit nur durch die grossen Kieferwälder etwas gehoben wird. Einen grössern Gegensatz zwischen diesem Gebiet und dem Delta der Weichsel, das wir bei Dirschau betreten, lässt sich kaum denken; hier intensiver Anbau von Raps, Gerste, Weizen und Zucker-rüben, mit einem Ertrag, der an die reichen Felder und saftigen Weiden Nordwesteuropas erinnert. Das Werder, wie das Weichsel-delta mit der im Westen angrenzenden Gegend genannt wird, stellt eine sanft nach Norden fallende Ebene dar und ist infolge seiner überaus grossen Fruchtbarkeit auch dichter bevölkert als die bis jetzt berührten Teile Deutschlands. Charakteristisch für die Ver-anlagung des Bodens ist die Verteilung der Bevölkerung. Längs Warthe und Netze ergibt die Karte 50—75 Einwohner per Quadrat-kilometer, auf den Vorhöhen der Seenplatte 25—50, in der Tucheler-heide sinkt der Durchschnitt unter 25, um im Weichselgebiet bis auf 75—100 und im Danziger Kreis auf 100—125 Einwohner zu steigen. Hier haben wir es selbstverständlich mit Alluvialboden zu tun; die Anschwemmung dauert noch heute fort; das Land an der Nogatmündung im Frischen Haff, das nur eine Tiefe von 2—3 Meter besitzt, schreitet jährlich um 50 Meter vorwärts. Die Quartär-bildungen haben eine Mächtigkeit bis über 100 Meter und liegen auf Tertiärschichten (Oligocän und Miocän) und Kreide oder direkt auf letzterer, wo das Miocän durch Erosion verschwand. Während wir also südlich der Seenplatte die Gletschergeschiebe, in der Weichselniederung Alluvialdeposite treffen, finden wir auf der Nord-seite des baltischen Rückens, veranlasst durch den längern Stillstand im Rückschreiten des Eises und durch den Widerstand des Unter-grundes der heutigen Seenplatte, die fruchtbaren Mergel der Grund-moränen, welche das schöne, abwechslungsreiche Landschaftsbild der preussischen Ostseeküste hervorzauberten. Dazwischen erhebt sich, parallel mit der Küste, die Endmoräne längs des baltischen Rückens, begleitet von einer unzähligen Menge Seen, die umrahmt von stillen Wäldern und angebauten Höhen, die Lieblichkeit der Gegend in reichem Masse heben.

Die Ost-West-Richtung sämtlicher Oberflächenerscheinungen wird von den Durchbruchstälern der Oder und Weichsel gekreuzt, welche bei Oderburg und Fordon am Südrand der Seenplatte aus einer nordwestlichen in nordöstliche Richtung übergehen. Das Tal

der Oder ist auf tektonische Störungen zurückzuführen, bei demjenigen der Weichsel scheint das ausgeschlossen, da die Kreide dort überall in annähernd gleicher Tiefe liegt. Ob es sich nun hier um Erosion durch die Schmelzwasser der Gletscher handelt, oder ob sich die Weichsel den Lauf selbst grub, scheint noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden zu sein. Vielleicht wäre es lohnend, zu untersuchen, ob nicht eine frühere Störung des Untergrundes stattfand mit seitlicher Verschiebung.

Auf die Richtung von Handel und Verkehr übten diese Durchbrüche einen entscheidenden Einfluss aus; ohne sie wäre die Ostsee durch den baltischen Rücken vollständig vom norddeutschen Tieflande getrennt. Städte wie Stettin und Danzig, vielleicht auch Königsberg, hätten heute nicht mehr Bedeutung als Kolberg oder Rügenwalde, umsomehr als bei Danzig und Königsberg noch das grosse deutsche Hinterland fehlt und dieses letztere zum allergrössten Teile nur landwirtschaftliche Produkte aufweist.

Die geographische Lage bestimmt aber Danzig nicht allein als Ausgangs- und Eingangspforte zur See für Westpreussen, sondern auch für Polen, von wo die Weichsel den natürlichen Verkehrsweg zum Meere bildet. Der Weichseldurchbruch erleichtert daher in hohem Masse das Vordringen und die Behauptung polnischer Macht bis an die Ostsee, sodass sich der verschiedene Gang der Geschichte in Ost- und Westpreussen von selbst erklärt. Westpreussen blieb bis zur ersten Teilung Polens (1772) polnisch, Danzig und Thorn sogar bis 1793, während Ostpreussen mit Ausnahme des Bistums Ermeland, das vielfach seine eigenen Wege wandelte, schon 1618 mit Brandenburg vereinigt und 1660 durch den Frieden von Oliva ganz unabhängig von polnischer Herrschaft wurde. Auch heute noch wirkt die polnische Agitation in Westpreussen nach, in Ostpreussen ist von dergleichen keine Rede.

Danzig, die Hauptstadt der Provinz, liegt an den Mündungen der Radaune und Mottlau an einen Arm der Weichsel und wird durch dieselben in verschiedene Stadtteile zerlegt, deren jeder seine eigene Physiognomie hat. Am interessantesten ist ohne Zweifel die Altstadt, welche noch ganz ihr Aussehen von der Hanszeit her bewahrte; die parallelen Hauptstrassen werden dort alle von Toren abgeschlossen, welche auf die Lange Brücke, dem Ufer der Mottlau, führen. Die Insel in diesem Fluss beherbergt Speicher und Lagerhäuser, vor denen beständig ein lebhaftes Treiben beim Ein- und Ausladen der Seeschiffe herrscht. Weiter östlich liegt die Niederstadt

mit ihren breiten, von niedrigen Häusern begrenzten Strassen und daran anschliessend umgeben Festungswall und -graben die Stadt. Infolge der Niederlegung der Festungsmauern und Ausfüllung der Gräben an der Westseite hat die Stadt bedeutend gewonnen; grosse moderne Bauten und der neue monumentale Bahnhof nehmen jetzt ihren Platz ein und vermitteln den Uebergang zu den dort liegenden Vorstädten besser. Das ganze linke Ufer der Weichsel bis Neufahrwasser, dem Vorhafen, wird von industriellen Betrieben, Maschinenwerkstätten, Petroleumlagern, Kabel-, Farben-, Dachpappe-, Glas-, Cement- und andern Fabriken eingenommen; die grössten Etablissements jedoch sind die Schiffswerften, von welchen die Schichau'sche allein über 2000 Arbeiter beschäftigt. Besondere Erzeugnisse bilden Bernsteinwaren und das sogenannte »Danziger Goldwasser«. Auf die Schilderung grösserer Städte einzugehen, erlaubt der zur Verfügung stehende Raum nicht. Wir wenden also unsere Schritte der Nachbarschaft Danzigs zu.

Auf der Westseite ragen dicht vom Bahnhof die mit schönen Alleen besetzten Bischofs- und Hagelberge auf, die letzten Ausläufer der Seenplatte. Zwischen letztern und die kleinen Anhöhen hinauf zieht sich der schmucke Vorort Langfuhr, der einer grossen Entwicklung entgegensieht; so entstanden in den letzten Jahren zahlreiche neue Strassenzüge, Kirchen, Schulgebäude und Kasernen. Prachtvolle Eichen- und Buchenwaldungen sind durch Anlegung von Spazierwegen den Erholungsbedürftigen zugänglich gemacht worden und führen zu wohlgepflegten Ruhesitzen, von wo man durch das Waldesgrün eine herrliche Aussicht geniesst auf die in braun und gelb prangenden Aecker und Wiesen; weiterhin ragt der massive, schwere Turm der Danziger Marienkirche, der elegante, belfriedartige Turm des Rathauses über das Häusermeer empor und im Hintergrunde schliesst die blaue Ostsee, belebt von der manövrierenden Kriegsflotte, das Panorama ab. Einen lieblichen Eindruck machen auf der andren Seite die gewellten Miniaturhügel und -täler auf den Beschauer; ungeordnet durcheinander verästeln sie sich vom baltischen Rücken und das Bizarre wird noch erhöht durch die Ackerfurchen, welche, wie in einen Kuchen gepresst, sich den geringsten Unebenheiten des wellenförmigen Bodens anschmiegen. Das ganze sieht eher wie das Relief einer Hügelandschaft aus, als unmittelbare Natur.

Wenige Kilometer westlich liegt in der Nähe der Berglehne des mit einem Aussichtsturm gezierten Karlbergs das alte Zisterzienserkloster Oliva inmitten prachtvoller Parkanlagen, ein Zeuge der

wechsellvollen Geschicke, die im Laufe der Zeit über diese jetzt so friedliche Gegend hereinbrachen. Der Park gehört zu den schönsten Europas und bietet dem Auge mannigfache wohltuende Abwechslung; bald sind es die haushohen, geschnittenen Blätterwände, die sich in klaren, von zahlreichen Wasserpflanzen bedeckten Teichen wieder spiegeln, bald die kühlen Laubengänge, Grotten und rauschenden Wasserfälle, welche uns anlocken. Besonders reich ist die Flora, die den Botaniker mit beinahe allen Bäumen und Sträuchern der gemässigten Zone beider Erdhälften in den schönsten Exemplaren überrascht. Das in diesem üppigen Grün verborgene Kloster selbst bietet dem Historiker das nämliche Interesse. Nach der Sage geriet Subislav I. Herzog von Pommerellen auf der Jagd in den ausgedehnten Waldungen in Lebensgefahr, aus welcher ihn ein alter Einsiedler erlöste; eine gleichzeitige himmlische Erscheinung veranlasste ihn, zum Glauben Christi überzutreten und er gelobte, auf der Stelle seiner Rettung ein Kloster zu gründen. Die betreffende Stiftungsurkunde ist das älteste Schriftstück über Westpreussen und über das Fürstenhaus von Pommerellen. Sämtliche Herzöge dieses im Jahre 1295 erloschenen Geschlechts sind im Gewölbe des Presbyteriums beigesetzt und zu beiden Seiten des Hochaltars finden sich ihre Porträts. Allmählig vergrösserte sich der Einfluss Olivas; von hier aus wurde 1222 das Bistum Culm gegründet. Verschiedene Male verwüsteten die heidnischen Preussen das Kloster und töteten die Mönche, aber auch Hussiten, Polen und selbst die Danziger brachten Unheil über die Stätte. Der gegenwärtige Bau von Kloster und Kirche datiert grossenteils erst aus dem Jahre 1577. Dann erschienen auf der Rhede bei Zoppot die Schweden unter Gustav Adolf mit einer Flotte und abermals wurde das Kloster seiner Schätze beraubt. Heute noch wird ein mit kostbaren Goldstickereien besetzter Baldachin gezeigt, welcher von der zum Katholizismus übergetretenen Tochter Gustav Adolfs, Königin Christine, als Sühnopfer der Kirche in Oliva geschenkt worden sein soll. Auch der schwedisch-polnische Krieg warf seine Wellen hierher. Oliva wurde nochmals 1654 von einem schwedischen Heer heimgesucht und Ruhe kam erst ins Land, als in der Nacht vom 2. auf 3. Mai 1660 im Kloster, im jetzigen Friedenssaal, der »Ewige Friede von Oliva« unterzeichnet wurde, wodurch Polen auf Schweden verzichtete und die Ostseeprovinzen mit Ausnahme von Kurland an Schweden abtrat; letzteres gab den Polen Kurland und beide Parteien anerkannten die Unabhängigkeit des Herzogtums Preussen. Mit der ersten Teilung Polens hörte die Landesherrlichkeit der Aebte

Olivas auf; ihr Nachfolger wurde die Krone Preussens, der überhaupt alle geistlichen Besitzungen in Pommerellen zufielen.

Eine gepflasterte, von alten Kastanienbäumen eingesäumte Landstrasse führt den Wanderer unbemerkt und vor der Sonne geschützt nordwärts nach dem Ostseebade Zoppot. Herrliche Buchenwälder bedecken zur Linken die sanft abfallende Reihe der Hügelkuppen, die jenseits der Ortschaft bis an das Ufer der Ostsee herantreten und damit den mit Aeckern bedeckten, ebenen Küstenstreifen abschliessen. Der Bau lässt jene Hügelreihe als Glazialprodukt erscheinen, abwechselnde Schichten Sand und Mergel. Die darin sich vorfindenden Gesteine, Porphyrganit und Porphyr, meist in grossen abgerundeten Blöcken, weisen auf Dalarne als Ursprungsland hin. Während meines Aufenthaltes in Westpreussen wurde ein Granitblock von 600 Zentnern gefunden, dessen eine Hälfte als Schaustück im Hofe der Marienburg ausgestellt war. Diese Gesteine treten allerdings nicht so massenhaft auf, um als Baumaterial zu dienen, aber in der Sand- und Mergelgend Zoppots ruft einem das abwechselnd aus rotem Porphyr und weissem Porphyrganit erstellte Strassenpflaster auf Schritt und Tritt jene fernentlegene Zeit der Vereisung ins Gedächtnis. Der Ton, welchen zahlreiche am Abhang der Anhöhe gelegene Gruben und Ziegeleien verwerten, bildet das ausschliessliche Baumaterial der Gegend. Die weinroten, ein- oder zweistöckigen Häuser auf dem Lande verleihen dem Bilde, dessen Hintergrund sattes, dunkles Grün bildet, eher einen düstern Charakter. Auch zu Monumentalbauten religiöser und profaner Natur wird der weinrote Ziegel verwendet. Ein schönes Beispiel liefert die neue Kirche in Zoppot. Bei uns ist der Effekt solcher Bauten, der noch durch Anwendung farbiger Ränder und Leisten gehoben wird, wenig bekannt. Eine interessante Erscheinung fällt an den die Landstrassen begleitenden Alleen auf. Bei Nordsüdrichtung der Strassen neigen sich die Bäume im rechten Winkel zu ihnen quer über den Weg, sodass der Fussgänger ausweichen muss, folgt der Strassenzug von West nach Ost, so biegen sie sich in der Längsrichtung des Weges; es müssen also Westwinde bedeutend vorherrschen und in der Tat finden wir auch im Bereich der Ostsee denselben Einfluss, da ihr Spiegel, veranlasst durch das Ueberwiegen von Westwinden, von 0,048 Meter unter Normalnull bei Travemünde auf 0,138 Meter über Normalnull bei Memel steigt; es treten selbst Schwankungen von 3,4 Meter auf. Analog haben die in die Ostsee mündenden Flüsse die Tendenz, ihre Mündungen nach Osten zu verschieben.

Eine Terrasse, wenige hundert Meter vom Strande Zoppots entfernt, vermittelt den Uebergang vom engern Küstenstrich zu den Vorhügeln der Seenplatte und teilt die Stadt in eine untere und obere, wovon erstere selbstverständlich der ältere Teil ist, da das gegenwärtige Ostseebad vor Zeiten ein Fischerdorf war, ähnlich wie jetzt noch das benachbarte Glettkau. Schon früh bauten sich reiche Danziger hier ihre Sommersitze und so entstand allmählig die Villenstadt, welche besonders bei einem Anblick von den mit Getreide und Wald bedeckten Anhöhen im Westen, wie im Grün verborgen erscheint. Im Jahre 1900 wurde Zoppot, dessen Name polnischen Ursprungs ist und auf die Lage unten am Fusse des Berges hinweist, zur Stadt erhoben. Die Bauordnung will den Charakter Zoppots als Villenstadt gewahrt wissen. Natürlich finden wir hier im Sommer ein reges Kurleben, das zu beschreiben nicht meine Aufgabe ist. Historisches Interesse bietet der Schwedenhof und die an Zoppot anstossende Besetzung Carlikau, wo während der Friedensverhandlungen im Jahre 1660 der schwedische Gesandte nebst Gefolge an Pracht und Aufwand mit dem polnischen Hofe wetteiferte. Die Schrecken des Krieges, wie schon erwähnt, haben auch hier trübe Erinnerungen zurückgelassen, allerdings nur in der Chronik, denn die 10—15000 jährlich erscheinenden Badegäste haben es nur auf Erholung und Vergnügen abgesehen. Polnisch und russisch wird soviel wie deutsch gesprochen und die militärisch zugeschnittenen Uniformen russischer Schuljungen sind ebenso häufig, wie diejenigen der deutschen Land- und Seetruppen. Der in letzter Zeit wieder heftiger gewordene Rassenkampf zwischen Deutschen und Polen hat sich leider auch im Zoppoter Badeleben bemerkbar gemacht.

An die Peripherie des Städtchens wagen sich scheu die kleinen Häuser und Hütten von Bauern und Arbeitern, gewöhnlich aus einem Erdgeschoss bestehend, das von einem hohen, steilen Strohdach überwölbt ist; die Fenster sind klein, die Türe befindet sich stets in der Mitte des Baues. Die Einwohner dieser Häuschen zeigen slavisches Gepräge, trotz ihrer deutschen, wenn auch oft mit slavischen Ausdrücken gemischten Sprache. Wir sind in der Heimat der Kaschuben, deren Gebiet von Oliva bis jenseits des Gardersee an der hinterpommerschen Küste und südlich keilartig zugespitzt bis nördlich der Gegend von Flatow reicht, in der Hauptsache also Pommerellen. Gewöhnlich unterscheidet man die eigentlichen Kaschuben katholischer Konfession von den protestantischen Lebakaschuben am Lebasee. Im Neustädter Kreis fällt das kaschubische

Element viel mehr auf; vielleicht die Hälfte der Aufschriften sind in der betreffenden Sprache abgefasst und die Häuser weisen die für diesen slavischen Stamm charakteristischen Giebelverzierungen auf. Im Uebrigen haben schon von jeher deutscher Einfluss und neuestens die deutsche Siedlungspolitik die kaschubischen Grenzen sehr zurückgedrängt. Die männliche jüngere Bevölkerung ist auffallend gering wegen der Auswanderung und Sachsengängerei. Der Uebergang vom kaschubischen zum reindeutschen Gebiet ist unbestimmt, wie auch die Zahl der kaschubischen Bevölkerung, da sich viele Kaschuben als Polen ausgeben.

Westlich von Zoppot auf dem gebrochenen Boden der Seenplatte dehnen sich weite, ausgezeichnet bewirtschaftete Forsten aus, in denen Wanderungen und Spazierfahrten ein wahrer Genuss sind. Auffallend üppig präsentiert sich der niedere Wuchs in den Buchen- und Kiefernwaldungen, meistens aus Buchengestrüpp, Heidel- und Brombeersträuchern bestehend. Fern im Norden am Horizonte der Ostsee sehen wir von da bei hellem Wetter einen in der Sonne weissglänzenden schmalen Streifen: die Halbinsel Hela, eine groteske Bildung der Natur.

Das kleine Dampfschiff einer Danziger Schiffsgesellschaft bringt uns in 1½ stündiger Fahrt hinüber. Das schöne, waldige Gelände des Festlandes rahmt wirkungsvoll den belebten Badestrand und das idyllische Städtchen ein; mehr und mehr tauchen die Steilufer am Putziger Wiek zur Rechten auf; infolge der niedrigen Küste vor uns versuchen wir lange vergebens Hela zu entdecken. Endlich erhebt sich allmähig ein Saum schäumender Brandung über das Wasser, bis wir die Ortschaft mit seinem grössten Gebäude, dem Kurhaus, auf der einen Seite und der kleinen Kirche zur Linken entdecken, dazwischen hinein die Stege für Fischer und Schiffer und den mit Netzen überspannten Strand. Wenn wir an irgend einen abgelegenen, den Menschen fern entrückten Ort kommen, so erwarten wir etwas Besonderes, ihm Eigentümliches zu sehen. Wie oft wird diese Illusion zerstört! Hier ist es nicht der Fall. Schon der gemütliche Empfang auf der Brücke durch Polizist, Beamte und Kuranten, sowohl aus Langeweile als Neugierde von der Ankunft des Dampfers angelockt, gewinnt uns für Hela. Der wirklich würzige, durchdringende Duft des lichten, von Riesenkiefern gebildeten Waldes vermischt sich mit der frischen, ozonreichen Seeluft und dem angenehmen Fischgeruch des Strandes und man fühlt, hier möchte man sich eine lange Zeit ausruhen und erholen. Kurzer Rasen und sumpfiger Boden wechseln

ab, bis wir nach wenigen Minuten zwischen bis 20 Meter hohen Dünen auf über den Sand gelegten Bretterstegen die äusserste Spitze der Halbinsel erreichen, in deren Nähe sich ein Leuchtturm und das Gerüste eines Notsignals erheben. Viel Geld und Arbeit ist schon aufgewandt worden, um die Küste zu sichern und die Dünen zu bannen. In regelmässigen, sich rechtwinklig kreuzenden Linien sind Zäune aufgerichtet worden, denen entlang Sandhalm und Strandhafer angepflanzt sind, sodass die Dünenwellen von Ferne ein schachbrettartiges Aussehen erhalten. Längs der nördlichen, der offenen Ostsee ausgesetzten Küste erstrecken sich Zäune aus Weidenruten, hinter welchen sich der Sand setzt und aufbaut und auf diese Weise sich selbst eine Schranke aufrichtet.

Kehren wir durch den Wald nach der Ortschaft zurück. Auf dem Wege dorthin bemerken wir Farn, Heidekraut und die Glockenheide. Im Gänsemarsch, auf den schmalen Brettern balancierend, betreten wir die interessante Ortschaft. Eine einzige, lange, breite Strasse bildet sie. Wie zwei uniformierte Reihen zeigen sich die kleinen Fischerhäuser, Bauart, Grösse, Farbe alles haben sie gleich und ein Häuschen gibt das genaue Abbild der übrigen. Sie sind aus einem Stockwerk, über das sich der hohe Giebel nach der Strasse zu erhebt, alles Fachwerk mit schwarzbemalten Balken; nur der bauchige, weisse Ansatz zur Linken, welcher sich nach oben zum Kamin verjüngt, ist aus massivem Steinwerk und dient natürlich zum Räuchern der Fische. Der Eingang wird von einer Türe eingenommen, deren obere Hälfte für sich geöffnet werden kann. Nach der Strasse liegt das Stübchen, nach hinten das Familienzimmer, daneben eine Kammer und der Kochraum, alles äusserst reinlich. Man tritt hier ein wie in eine Puppenstube. Ein enger Zwischenraum trennt die Häuser. Derselbe führt in den kleinen Garten, wo Kartoffeln, Johannisbeersträucher u. s. w. gepflanzt werden und alsdann auf den Sand, dem Platze, der zum Aufspannen und Trocknen der Netze und Fische, dem Ausbessern der Boote dient und bis zum steil abfallenden, von kleinen Sanddünen begleiteten Ufer reicht. Im Dorfe selbst wird die höchst sonderbar wirkende Einförmigkeit der Häuserreihen durch ein kleines in anderer Bauart aufgeführtes Hotel unterbrochen und durch die zwei Ziehbrunnen, deren lange Hebel bis über Haushöhe reichen. Am westlichen Ende reihen sich das Pfarrhaus und die nicht uninteressante Kirche an. Angenehm berührt bei den Einwohnern die Abwesenheit von Aufdringlichkeit oder Schüchternheit gegenüber fremden Besuchern, freilich ist der

Verkehr nicht gross und ich erinnere mich nicht, ausser uns Besuchern jemand oder ein Haustier auf der Strasse gesehen zu haben. Die Hauptbeschäftigung der Helenser besteht im Fischfang. Landwirtschaft oder Viehzucht wird nicht getrieben und da somit die eigenen Produkte für die Ernährung der Bevölkerung nicht ausreichen, muss das Notwendige aus Danzig hergebracht werden, wogegen die Fische dorthin auf den Markt kommen. Im Frühjahr wird Lachs, im Sommer Häring, im Herbst Aal gefischt, dazwischen hinein grosse Mengen ausgezeichneter Flundern.

Analog wie bei vielen Halbinseln und Inseln finden wir auf der langgestreckten, abgelegenen Halbinsel Hela zwei verschiedene Rassen von Einwohnern, die eine von der Landseite eingewandert, die andre zur See herübergekommen. Bei weitem der grösste Teil des Ländchens wird von den schon erwähnten Kaschuben bewohnt, d. h. die Ortschaften Ceynowa, Kussfeld und Putziger Heisternest, nur Hela und Umgebung, das breite Ende des Kolbens, ist deutsch; Danziger Heisternest war früher deutsch, gehört aber jetzt zum Bereich der Kaschuben.

Geschichtlich hat die Halbinsel, vor allem die »Stadt« Hela, insbesondere das jetzt verschwundene alte Hela, dieselbe Vergangenheit wie Pomerellen und Danzig, von welch letzterem es als Vogtei verwaltet wurde, also erbitterte Fehden zwischen Germanen und Slaven, nur kam noch dazu der unaufhörliche Kampf gegen die übermächtigen Naturgewalten, die verheerende Ostsee und den geizigen Boden. See- und Strandräuberei sowohl von Seiten des Feindes, als auch der Helenser selbst, spielten immer eine grosse Rolle in der Vergangenheit. Für die Hansastadt Danzig war es von grösster Bedeutung, dass sie die Macht über einen Punkt hatte, von wo aus ihrem Handel grosse Schwierigkeiten bereitet und der Seeverkehr unterbrochen werden konnte; anderseits hatte Danzig stets alle seine Kräfte anzuspannen, um seinen Rang zu Lande auf dem von Deutschen, Schweden und Polen bestrittenen Gebiete zu behaupten und so ist es erklärlich, dass Hela vielfach vernachlässigt wurde, zu Zeiten oft sogar ohne Lebensmittel blieb. Die Klagen der Helenser gegenüber ihren Danziger Magistraten ziehen sich beinahe ohne Unterbrechung durch die Geschichte.

Der östliche Teil der Halbinsel Hela ist das Produkt der Weichsel, deren Sand- und Schlamm-Massen weit ins Meer hinausgeführt werden und dort, wo die west-östliche Strömung der Ostsee um die Wollsäcke und die Spitze bei Rixhöft herum nach Südosten

biegt, zu Boden sinken, der sich dadurch allmählich erhöhte und als Insel über das Meer erhob. Die westliche Hälfte ist der Düensaum eines gesunkenen Gebietes, des inneren Teiles vom Putziger Wiek, das sich als solches deutlich erkennen lässt durch den nur von einer dünnen Sandschicht bedeckten Moorgrund. Parallel mit dessen östlicher Begrenzung zieht sich von der Gegend bei Kussfeld bis Rewa an der Festlandküste eine Sandbank, welche oft stellenweise über die Meeresfläche ragt. Sie bildete früher die Dünenbegleitung des gesunkenen Bodens des Wicks. Ausserhalb vertieft sich das Meer auffallend rasch bis 60 Meter, wo Tiefseeschlamm den Grund bedeckt. Wir haben es demnach hier mit teilweise andern Erscheinungen zu tun, als bei den benachbarten Frischen und Kurischen Nehrungen, in deren Nähe wir uns jetzt begeben.

Der Weg dorthin führt uns zurück über Danzig und Dirschau. Bis an die Bahnlinie reichen die Vorposten der Seenplatte, über die man zur nahen sogenannten kaschubischen Schweiz mit der höchsten Erhebung Westpreussens, dem 331 Meter hohen Turmberg, gelangt. Vom Abhang gegen die Ebene ziehen sich üppiggrüne Wälder, deren Saum entlang sich die zahlreichen Landstädtchen von Danzig bis Dirschau anschmiegen. Auf einem in weiter, ansteigender Kurve gebauten Damm mündet die Berliner in die von Danzig kommende Linie ein. Infolge seiner günstigen Lage ist Dirschau, das alte Trschow, »Weberstadt«, von jeher ein betriebsreicher Ort gewesen, vornehmlich in der Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Umgegend. Die vielen Verkehrsverbindungen, vor allem die Beherrschung des Danziger Eisenbahnverkehrs nach dem Hinterlande, heben die Bedeutung des ungefähr 12,000 Einwohner beherbergenden Städtchens. Seine Zwillingsschwester, die Stadt Marienburg, ist jedoch bekannter durch ihre grosse geschichtliche Vergangenheit. Dirschau und Marienburg ergänzen sich geographisch derart, dass man sie als durch eine ungeheure Spaltung in zwei Hälften gesonderte einzige Stadt denken kann. Ersteres links der Weichsel, wo alle Verkehrswege von Westen vereinigt, um in einem Zuge über die Nogat nach Marienburg geführt und von hier wieder in allen Richtungen östlich jenes Flusses weitergeleitet zu werden. Beide, gegen die südliche Spitze des Deltas und beim Eingang zum Weichsel-Durchbruchstale gelegen, halten ihre Bedeutung als strategische und wirtschaftliche Plätze aufrecht. Die imposanten, Festungen ähnlichen Brücken über die mächtigen Flüsse der Weichsel und Nogat bringen dem Reisenden wieder das scheinbar unendliche

nordeuropäische Tiefland ins Gedächtnis. Das Wuchtige, Schwere und die Grösse dieser zu den schönsten Bauwerken gehörenden Brücken, unter welchen sich die breite, gelbe, aus drei Grosstaaten zusammengebrachte Wassermasse durch die unabsehbare Ebene dem Meere langsam zuwälzt, lässt einen die weiten Ebenen Russlands bis nach Asien hinein ahnen, aber auch die herkulische Kraft und Macht stellen sie dar, welche westeuropäische Kultur dem unersättlichen Moskowitertum entgegenzustellen vermag. Wir empfinden hier alles als die unsern Sinnen direkt wahrnehmbar gemachte Verkörperung des Gigantenkampfes zwischen europäischer Zivilisation und halb-asiatischer Barbarei und vollends in höchster Vollendung tritt uns das Bild vor Augen, wenn wir bei der Ankunft in Marienburg die gewaltige, turm- und mauerreiche Masse des Schlosses, der Hochburg germanischen Rittertums, sich vom Hintergrunde der Landschaft abheben sehen.

Der Geograph wird an die Glazial- und Alluvialablagerungen der Umgebung erinnert durch die Verwendung von Ziegeln zum Bau der Burg; den Geschichtsforscher verknüpfen tausend Fäden mit der grossen Vergangenheit beim Studium der Einzelheiten, und dem Künstler steigen Erinnerungen an die farbige Glut und religiöse Phantasie byzantinischer Mosaikarbeiten auf. Der Eindruck des Schweren, Drückenden wird aber schon bei einem ersten Blick von Aussen durch die in gotischem Style erbauten, südlich und nördlich sich anschliessenden Teile des Hochschlosses, der Kirche und des Turmes erleichtert, welche in zarten Linien aufwärtsstrebend und das ganze überragend, der gesamten Erscheinung Lebendigkeit und Abwechslung verleihen. Auf der Ostseite in der Mittelnische der Kirche fällt das 6 $\frac{1}{2}$  Meter hohe, in farbiger Glasmosaik auf Goldgrund ausgeführte Hochrelief auf, die Maria mit dem Kinde auf dem Arm darstellend. Das Innere der zahlreichen Bauten, welche die Marienburg zusammensetzen, überwältigt geradezu durch die edelste, poesievollste Anwendung gotischer Formen. Die Räume sind nicht gross im Verhältnis zum äussern Umfang der Burg, aber gerade dadurch gewinnt der künstlerische Eindruck; ein jeder Saal, ein jeder Gang bildet ein in sich abgeschlossenes, wohltuendes Ganzes, ein kostbares Kleinod. Ungemein zart und graziös entspringen im Konventsremter, in Meisters grossem Remter, im Kapitelsaal, im Speisesaal, dem Flur die achtseitigen Pfeiler, an deren Kapital sich in palmenartig entfächernden Rippen die schlanken Bogen zum Gewölbe aufschwingen, alles in Ziegel mit farbiger Linienführung aus-

geführt. Die reiche Gotik der Schlosskirche erinnert unwillkürlich an das Innere englischer Kathedralen. Leider sind nur einige Teile der Marienburg dem gewöhnlichen Besucher offen, da seit Jahren fortwährend umgebaut und ausgebessert wird. Gegenüber der Burg vergisst man leicht, die Stadt zu besehen, deren mit Lauben versehene Häuser nicht uninteressant sein sollen. Ich machte mich auf den Weg dorthin, als aber höchst unangenehme Düfte nicht aufhörten, mir entgegenzuwehen, machte ich schleunigst kehrt und eilte die schlechte Strasse entlang zum Bahnhof, um meine Reise nach der Stadt der reinen Vernunft fortzusetzen.

Das betriebsame Elbing, von der Grösse St. Gallens, macht einen sehr günstigen Eindruck. Es ist eine der wenigen Industriestädte des preussischen Ostens; freilich konzentriert sich auch hier, mit Ausnahme der grossen Schiffsbauanstalt Schichau, hauptsächlich landwirtschaftliche Industrie. Bei Guldenböden wird das Gebiet der Provinz Ostpreussen betreten. Das Ermeland mit Braunsberg wird in der Nähe des Haffs durchfahren, auf dessen dunkelblauer Fläche die weissen Segel der Fischerboote wie Schmetterlinge dahin flattern. Ein Teil des Ermelands liegt auf dem baltischen Rücken; es ist nicht mehr so fruchtbar wie die jetzt durchreisten Landschaften. Auf der die religiösen Konfessionen darstellenden Karte sticht es gegen seine Umgebung ab, da es überwiegend katholisch ist. Die dortigen Bischöfe, deutsche Reichsfürsten, verfolgten eine eigene Politik, die durch ihre einflussreiche Stellung noch erleichtert wurde und selbstverständlich auf die Erhaltung des Katholizismus hinzielte. Braunsberg an der Passarge besitzt eine grosse Anzahl katholischer Bildungsanstalten, so auch eine Akademie mit theologischer und philosophischer Fakultät.

Nach einer Fahrt von wenigen Stunden über die gut angebaute Ebene kommt die ostpreussische Hauptstadt Königsberg in Sicht, die schon aus der Ferne einen grosstädtischen Zug aufweist. Auch ihr Inneres zeigt denselben Charakter. Die breiten, geraden, sehr belebten Strassen und modernen Häuserfronten fallen nach einem Aufenthalt in Danzig umsomehr auf. Danzig, das im Weichbilde eine vollkommen altdeutsche Stadt, wie Hannover und Hildesheim, geblieben ist, kann die Physiognomie einer bürgerlichen, ruhigen Mittelstadt nicht abstreifen; alles atmet Behäbigkeit und einen sich auf die Ueberlieferungen einer einst mächtigen Hansastadt stützenden Patriziergeist. Von all dem ist Königsberg frei. Von alten Bauwerken existiert nur sehr wenig; das Ganze macht einen beinahe strengen, hocharistokratischen Eindruck und darüber schwebt etwas

Undefinierbares, das einen nicht vergessen lässt: man ist hier an einer Stätte der alle tiefen Probleme des Lebens ergründenden Wissenschaft; es ist die Stadt der Philosophie, die preussische Krönungsstadt, Königsberg.

Der Pregel zieht von Ost nach West in zwei Armen durch die Stadt und bildet durch eine zweimalige Vereinigung derselben eine Insel, den sogenannten Kneiphof, mit dem Dom und Rathaus. Am nördlichen Ufer steigt die Altvorstadt die steile Anhöhe hinauf, von welcher das stolze, ehrwürdige königliche Schloss auf die Häuser herniederschaut und in weitem Kreise darum gelagert verteilen sich auf den sieben Hügeln die verschiedenen Stadtteile bis zu den Festungswerken, welchen sich ausserhalb die Friedhöfe, Vororte und Parkanlagen anschliessen.

Vom geographischen Gesichtspunkte betrachtet ist die Lage Königsbergs bei weitem nicht so günstig, wie die Danzigs oder gar Stettins. Der Pregel ist ein spezifisch deutscher Fluss, entstanden durch die Vereinigung der Angerapp und Pissa, deren Ursprung noch auf der Seenplatte liegt; dieses Stromgebiet lässt sich demnach nicht im entferntesten mit dem der Weichsel oder Oder vergleichen. Der Hauptstrom ist nur bis Tapiau schiffbar; anderseits mündet er in das seichte, Versandungen leicht ausgesetzte Frische Haff und der Ausgang bei Pillau, das Pillauer Tief, ist oder war vielmehr von Natur aus sehr schlecht für Schiffsverkehr geeignet. Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts wurde Pillau als gefährlichster Hafen Europas bezeichnet, bis sich die Natur selbst half. Bei den Dammbrüchen der Weichsel im Jahre 1855 ergoss sich plötzlich soviel Wasser in das Haff, dass beim Hinausdrängen desselben durch das Pillauer Tief die Sandbarre fortgefegt wurde und auf diese Weise eine genügend tiefe Einfahrt entstand, welche gleich durch die Anlage von Dämmen gesichert wurde. Der neue Seekanal von Pillau nach Königsberg erlaubt jetzt auch Seeschiffen den Zutritt zur Stadt. Das Hinterland Königsbergs ist aber von beschränktem Umfang ohne industrielle Erzeugnisse; Russlands Politik begünstigt seine eigenen Ostseehäfen, sodass die Schwierigkeiten für die Aufrechterhaltung der Stadt als Transitplatz gross sind. Die beste natürliche Verbindung Ostpreussens nach Russland liegt weiter nördlich, im Bereich des Kurischen Haffs, der Memel und in der Tat sind die meisten und grössten Funde römischer Münzen nicht am Frischen Haff, sondern in der Memeler Gegend gemacht worden. Nun liegen die Absatzgebiete der ostpreussischen Produkte grossenteils im Auslande

und von dorthier werden auch die meisten Waren für die Provinz bezogen. Es ist daher einleuchtend, dass Königsberg darauf trachten muss, die Verkehrswege über die Landesgrenze zu verbessern, was am besten durch die Anlage neuer Wasserwege geschieht. Der projektierte Masurische Kanal soll diese bessere Verbindung herstellen; bei einer Länge von nur 51 Kilometern verbindet er zwei schon bestehende Wasserstrassen. Die eine derselben, welche ohne den Masurischen Kanal eine Sackgasse bleibt, ist die 85 Kilometer lange durch die Masurischen Seen und ihre Verbindungskanäle gebildete Schifffahrtstrasse von Johannisburg, nahe der polnischen Grenze, bis zum Mauersee; die andre ist die 75 Kilometer lange Wasserstrasse auf der Alle von Allenburg bis Wehlau und von dort auf dem Pregel bis Königsberg. Die Hauptinteressenten des Projekts sind die südöstlichen, an der russischen Grenze liegenden Gebiete der Provinz. Dort finden sich die grossen Reichtümer an Torf, Steinen und nutzbaren Erden, die erst durch den neuen Kanal transportfähig gemacht werden, ferner die Staatswaldungen, deren Produkte dann erleichterten Absatz finden. Dort sind 10,000 ha versumpfte Wiesen vorhanden, die durch den Kanal entwässert und urbar gemacht werden können. Nach dem Innern Polens wird alsdann der Wasserverkehr durch die Narew vermittelt, was unzweifelhaft einen günstigen Einfluss auf Königsberg als Transit- und Hafenplatz ausüben wird.

Nördlich von Königsberg liegt das Samland, das den quadratförmigen Ausschnitt zwischen den beiden Haffs und die Gegend bis an die Deime in sich schliesst, ein kleines Land mit reizender Szenerie, dem wir uns nun zuwenden.

Der Untergrund des westlichen Samlandes, auf das ich mich beschränke, gehört zur Kreideformation, darüber liegt in verschiedener Mächtigkeit das Tertiär mit Glaukonit, bernsteinführend, grobem Quarzsand, sandigen und sandig-tonigen Schichten und Braunkohle, worüber die Diluvialdecke liegt. Letztere in einer Dichtigkeit von 5—68 Meter schwankend, setzt sich wiederum aus unterem Geschiebemergel, unterem Diluvialsand mit Grand und oberem Geschiebemergel zusammen. Infolge der Hebung eines Teiles des Samlandes wird die Nord- und Westküste, im Gegensatz zur flachen, westpreussischen Strandzone, von einem steilen Ufer begleitet. Die von einigen Hügelreihen unterbrochene Ebene senkt sich langsam gegen die Haffs und das Pregelthal zu, wo wir auf gesunkene Gebiete stossen, wie bei Pillau und Königsberg, in deren Nähe Süsswasserschichten

alter Flusstäler 30 und 20 Meter unter dem Meeresspiegel nachgewiesen sind.

Die älteste bekannte Bevölkerung bildeten die Altpreussen, ein Volk slavischer Abstammung, dessen Sprache noch bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts gesprochen wurde. Wahrscheinlich sind unter den Samen, nach denen das Land seinen Namen führt, Teile der altpreussischen Bevölkerung zu verstehen. Die Sage berichtet auch, dass ein Volk unter der Führung seines Königs Widewuto auf Flößen über das Frische Haff kam, dass der König vor seinem Tode das Land unter seine zwölf Söhne teilte, nach denen die verschiedenen Teile Ostpreussens ihre historischen Namen erhielten. Seit dem 9. Jahrhundert werden auch die Kuren genannt. Diese sind allmählich in den Letten aufgegangen, sodass heute beide Namen identisch sind. Im Samland zog sich ihr Gebiet, da sie ausschliesslich der Fischerei oblagen, wie eine Einfassung der Küste entlang; jetzt erinnern nur noch Ortsnamen wie Kurische Nehrung, Kurisches Haff, Gross- und Kleinkuhren an ihre dortige Existenz. Ihre Wohnsitze liegen gegenwärtig in der nördlichen Hälfte der Kurischen Nehrung und weiter nördlich der Festlandsküste entlang. Auf deutschem Gebiet wird die ganze lettische Bevölkerung auf 1200 Köpfe geschätzt.

Von Königsberg aus ziehen drei Eisenbahnlinien durch das Samland, nach Cranz in nördlicher Richtung, die zweite nordwestlich diagonal nach Neukuhren, die dritte nach Pillau, von welcher bei Fischhausen eine Seitenlinie nach Palmnicken abzweigt, ausserdem läuft eine Linie der Nordküste entlang von Cranz bis Warnicken.

Die kleine Stadt Cranz, an der Wurzel der Kurischen Nehrung, ist der Badeplatz der Königsberger. Halb unter prachtvollen Wäldungen versteckt grüssen die anmutigen Villen, unten rauscht die heftigste Brandung der Ostsee und in weitem, sich am fernen Horizont verlierenden Bogen, glänzen und schimmern im Sonnenlicht die weissen Dünen der Nehrung, der preussischen Wüste. Wer nicht die Dünen erklimmen will, wandert auf den gut angelegten Wegen durch die aus Erlen, Birken, Kiefern und Fichten bestehenden Wälder. Der Boden ist elastisch weich, wie ein dicker Teppich, Moor mit Sand bedeckt; abseits der Wege wird der Waldgrund aus mit dichtem Gestrüpp bewachsenem Moor gebildet, sodass oft kaum das schwarze, dickflüssige Moorwasser zu Tage tritt, ein Paradies für Elche.

Ebenso lieblich gestaltet sich eine Fahrt quer durch das Samland. Acker an Acker, Wiesengelände, auf dem das Vieh nordfriesischer

Rasse, von kleinem Bau, schwarz und weiss gefleckt, auf die Weide geht, bewaldete Höhenzüge, umwoben von unzähligen Sagen und Legenden aus grauer Vorzeit, stattliche Dörfer und Bauernhöfe ziehen an des Wanderers Blick in bunter Abwechslung vorüber. Die höchste Erhebung, der langgestreckte Rücken des Alkgebirges mit dem 112 Meter hohen Gatgarben, beherrscht die Landschaft. In einer Einsattlung der Spitze erhebt sich ein weit sichtbares Denkmal in Form eines Kreuzes zum Andenken an die Befreiungskriege. Die Eisenbahn durchkreuzt den nördlich verlaufenden Teil des Alkgebirges in einer Einsenkung und folgt alsdann dem Ostfusse des Kleinen Gebirges, um Neukuhren an der Nordküste zu erreichen. Unbestreitbar der schönste Fleck an der Bernsteinküste ist aber Rauschen, ein idyllischer, ruhiger Ort, dessen reizvolle Lage unwillkürlich an Schwarzwaldszenerie erinnert. Der Mühlenteich, ein stilles, klares Gewässer, in dem sich das wunderbar saftige Grün der mit Laubwald bewachsenen Abhänge spiegelt, da und dort ein Bauernhaus unter schattiger Baumkrone, bietet ein Bild, wie es sich ein Maler nicht lieblicher denken kann. Jenseits des kleinen Sees steigt eine steile, gepflasterte Strasse hinan auf die Dünenkette, auf deren Rücken die Villen, Pensionen und Gasthäuser errichtet wurden. Hier steht das Landschaftsbild in grossem Kontraste zu dem vorigen. Obwohl eingezäunte Wege die Richtung zeigen, machen doch die abenteuerlich gestalteten, von Stürmen gepeitschten Baum- und Strauchformen der Kiefern und Birken, des Wachholders und des Heidekrautes, welche ihr bischen Leben dem Sande verdanken, einen wilden, beinahe unheimlichen Eindruck. Die Düne fällt vielleicht 30 Meter steil ab auf den Strand.

Eine Fusswanderung von hier nach Warnicken ist ein Genuss. Ein schmaler Pfad führt meist dicht am Rand der beinahe senkrechten Wände in zahllosen Wendungen aufwärts und abwärts, dann wieder dem Grund von Schluchten entlang. Im Waldesgrün über Brücken und Stege eilend, gewahrt man weit unten zur Rechten den nur wenige Meter breiten Geröllstrand, wo sich die Meereswogen in un-aufhörlichem Brausen brechen; vor dem Wanderer erscheint in kurzer Entfernung die Landspitze von Brüsterort mit Leuchtturm und der Höhe des Wachbudenbergs; zur Linken dehnen sich Wälder und Aecker, mit Kartoffeln, Raps und Buchweizen bepflanzt, aus und ungestüm weht einem die frische, kräftige Seeluft ins Gesicht. Die verschiedenen, rechtwinklig zur Küste verlaufenden Schluchten, die Gausuppschlucht, der Wolfskessel und die Detroit Schlucht, sind durch

die Auswaschungen der Bäche entstanden und lassen die diluvialen und tertiären Schichten, wie an einem Modell, deutlich hervortreten. Die obern Ränder der Wände sind siebartig durchlöchert, da zahlreiche Schwalben sich im Mergel ihre Höhlen gegraben haben. Unaufhörlich nagt das Meer und erodiert der Wind, seltsame Spitzen, Kegel, Mühlen und Mulden bildend und so den Schluchten ein wildes stets veränderliches Aussehen verleihend. Kurz vor Warnicken mit seinem prachtvollen Forst führt eine steile Treppe in die Wolfsschlucht hinunter, an der die Wogen unmittelbar ihr Zerstörungswerk treiben und grosse Schutzarbeiten gegen die Brandung notwendig machten.

Noch der letzte Ausflug von Königsberg soll erwähnt werden, der obwohl weniger abwechselnd in Szenerie, doch an Interesse den schon erwähnten Touren nicht nachsteht. Der Weg führt auf der Pillauer Linie bis Fischhausen am Frischen Haff, von wo eine typische Sekundärbahn, langsam aber sicher, den Verkehr an der Westküste bis Palmnicken vermittelt. Diese trägt einen von der Nordküste wesentlich verschiedenen Charakter. Sie ist allerdings hoch, allein die schroffen, wilden Abhänge werden vermisst; in stark senkenden Wellen fällt die von Heidegestrüpp bewachsene Küste ab, Baumwuchs fehlt vollständig. Nach langer Fahrt durch einförmiges Ackerland gewahren wir am Ende der Reise das russige Fabrikamin eines grossangelegten, industriellen Etablissements. Es ist die Bernsteinfabrik, wie sie unpassend genannt wird, welche dicht an den Bahnhof Palmnicken grenzt; sonst ist weit und breit kein Haus zu sehen. Eine Strasse in nördlicher Richtung bringt uns in einer halben Stunde nach der Ortschaft Kraxtepellen, hart an der See. Nachdem wir die aus roten Ziegeln aufgeführten Arbeiterhäuser, aus denen der Ort ausschliesslich besteht, hinter uns haben, erkennen wir über einer Anhöhe das Ende eines Schlotens, auf das wir hinhinmarschieren. Schliesslich finden wir ein Wagengeleise und erreichen längs desselben das eigentliche Bernsteinbergwerk, dessen parallel gebaute Werkstätten den Platz zwischen der abgedämmten See und dem abgegrabenen, hohen Ufergelände ausfüllen.

Im Gebäude links befindet sich die Ventilationsanlage, welche den Bergleuten im Innern frische Luft zuführt, ferner die technischen Bureaux und die Wasch- und Ankleideräume der Steiger, die beim Verlassen der Grube untersucht und betastet werden. Auf steiler, eiserner Leiter gleiten wir in die Finsternis hinunter, in die nassen, schmutzigen Gänge, welche sich bis auf sieben Kilometer weit, zum

Teil unter dem Meeresspiegel, ausdehnen. In Rollwagen, von Pferden gezogen, gelangt die Bernstein führende Erde, die »blaue Erde«, zum Förderschacht, über dem sich die Werkstätten zur Rechten erheben. Die Rollwagen werden hier auf hohe Gerüste gezogen und alsdann in die Waschgänge umgekippt. Letztere bestehen aus einem abwärts-gleitenden Troge, der durch Siebe verschiedener Feinheit in Abteilungen getrennt wird. Die blaue Erde sieht zunächst nichts weniger als blau aus, eher schwarz; sie ist schlammig, doch kommen viele grosse, festere Stücke vor, die allerdings beim Berühren sofort zerfallen. Schon im Förderkarren sieht man braun und gelb glitzernde Stücke ans dem schwarzen Brei leuchten. Im Schwemmkasten wird die Erde unter fortwährendem Umrühren mit Wasser weggeführt, so dass die Bernsteinstücke je nach ihrer Grösse hinter den Sieben zurückbleiben. Es wimmelt förmlich von kleinen, schiefrigen Blättchen bis faustgrossen Stücken aller Farben, vom hellsten Gelb bis dunkelbraun und schwarz. In der Palmnicker Fabrik gelangt der Bernstein in grosse Trommeln von ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Meter Durchmesser, wo ihm Oel und andre Substanzen zugesetzt werden. Durch die Rotation werden die Stücke gereinigt und poliert, was durchschnittlich 24 Stunden dauert. Die grössten Stücke kommen alsdann in Säcke und werden zur Sortierung nach Königsberg, wo auch die Direktion ist, gesandt. In diesem Zustande haben die Steine eher das Aussehen von Knochen als von Bernstein und würde ein Nichtkenner einen solchen Sack Bernstein irgendwo finden und als Knochen verkaufen, so wäre das zu verstehen. Die mittelgrossen Stücke von vielleicht 1—3 Centimeter Länge von trüber Farbe und mit sonstigen Schönheitsfehlern behaftet, werden in einem Raume von Mädchen sortiert. Jedes Stück muss dabei drei- bis viermal gedreht werden; natürlich erlangen dieselben grosse Uebung im schnellen Beurteilen der Qualität. Die Stücke mit ähnlichen Merkmalen werden in abgewogenen Mengen zu Pulver gemahlen; dieses kommt in eine Hülse und wird unter einem Drucke von ungefähr 400 Atmosphären durch einen mit feinen Oeffnungen versehenen Block hindurchgetrieben und gepresst. Da durch die dabei entwickelte grosse Hitze der Bernstein verbrennen würde, wird vorher ein Kupferbolzen eingeschaltet zum Ableiten der Wärme. Auf diese Weise entstehen Bernsteinblöcke, in Form und Grösse Ziegeln ähnlich, im Werte von 100—130 Franken, die als Ambroid in den Handel kommen und Verwendung in der Herstellung der bekannten Pfeifenspitzen, Schmucksachen u. s. w. finden. Unter der Presse entstehen auch

noch eine Menge anderer Gegenstände in Form von Tabletten, Stangen und dergl.; durch Zusatz von Farben ahmt man wertvolle Steine, wie Achate und Topase, nach. Die für gewerbliche Verarbeitung ungeeigneten Reste und das Bernsteinkies werden eingekocht, welches Verfahren streng geheim gehalten wird, und die Masse in den Handel gebracht, um schliesslich in der Lack- und Firnisfabrikation benutzt zu werden.

Im Jahre 1899 übernahm die preussische Regierung den Betrieb der Bernsteinwerke. Mannigfache Verbesserungen fanden statt und diese haben auch schon wohltätigen Einfluss auf die Industrie ausgeübt. Die Fabrikanten können jetzt den rohen Bernstein direkt vom Produzenten erhalten. Ferner hat sich der Verdienst der Arbeiterinnen in Danzig, dem Hauptplatz der Bernsteinindustrie, erheblich gebessert und ihre Arbeit ist erleichtert worden, da das Rohmaterial sortiert geliefert wird. Freilich ist auch das Bernsteingeschäft besser gestellt als die meisten andern kaufmännischen Unternehmungen, da das Produktionsgebiet und die Produktion selbst beschränkt ist. Von Ueberproduktion ist hier keine Rede, wenn auch die Mode die Bernsteinschmucksachen nicht immer begünstigt. In hohem Masse trägt zur Stetigkeit des Bernsteinhandels die ungefähr sich gleich bleibende Menge, jährlich 4000—4300 Zentner, des gewonnenen Rohstoffs bei. Es kann nicht einmal der Bedarf gedeckt werden, weil die erforderlichen Mengen in den einzelnen Sorten nicht immer gefunden werden; wenn daher die Wünsche der Abnehmer nicht voll befriedigt werden können, so erhalten die deutschen Fabrikanten den Vorzug.

Im Ganzen beschäftigt das königliche Bernsteinwerk, welches das Alleinrecht der Gewinnung besitzt, über 1000 Personen, wovon 600 in Kraxtepellen als Steiger und Bergleute, in Palmnicken als Arbeiter und Handwerker, 120 Personen in den Sortiersälen in Königsberg und ungefähr 300 in der Hausindustrie zum Reinigen der Stücke.

Ein besonderes Kapitel wäre nötig, um auf die Natur des Bernsteins und die Geschichte seines Handels einzugehen. Eine reiche und interessante Literatur gibt darüber bessere Auskunft, als ein kurzer Aufsatz es im stande ist.

---